

(aus SAP-Zeitung Nr. 24, September 2013)

Eva BREIDENBACH-FRONIUS

Die Zukunft der Liebe

„Wer über Liebe sprechen will, muss ahnungslos, naiv oder anmaßend sein“.

Das habe ich gelesen als das Thema für heute schon feststand, ich schon nervös genug war und vor allem noch kein Wort geschrieben hatte.

Weder will ich ahnungslos, naiv oder anmaßend sein. Aber es ist wirklich schwer über Liebe zu sprechen. Sie ist schwer zu beschreiben, schwer ergründbar und vor allem schon schwer zerredet. „Nichts muss sich so viele Dummheiten anhören, wie ein Bild“. Diese Bemerkung Auguste Renoirs gilt bestimmt auch für die Liebe.

Ich will mich heute nicht nur auf die Paarliebe und erotische Liebe zwischen zwei Menschen beziehen. Vielmehr will ich versuchen, Liebe als Prinzip, als das, was alles Lebendige braucht und am Leben hält, zu beschreiben. Nicht nur für den einzelnen Menschen, nicht nur für die Beziehungen zu anderen, sondern auch in unserer Haltung zur Umwelt, Natur und Kultur. Darüber hinaus werde ich einen Blick auf die Bedingungen werfen, die Liebe ermöglichen oder verunmöglichen. Unsere heutige postmoderne Lebenswelt mit ihren veränderten Möglichkeiten, aber auch Anforderungen, bekommt dabei mein besonderes Augenmerk. Unser aller Zukunft hängt davon ab, welchen Stellenwert Liebe in unserer Kultur hat und haben kann. Und das geht weit über das einzelne Liebespaar hinaus.

Als Psychoanalytikerin nähere ich mich dem Thema zunächst einmal psychoanalytisch.

Das Unbewusste, ein zentraler Begriff der Psychoanalyse, hat schon bei Freud eine kommunizierende Funktion. Es verknüpft die Vergangenheit mit der Gegenwart, Phantasien mit der Realität, Träume mit dem Alltag und auch die individuelle Entwicklung mit einer kollektiv-gesellschaftlichen. Mit diesen Verknüpfungen sind auch im Unbewussten jene notwendigen Beziehungen zu anderem und anderen erkennbar, die jedes psychische Leben von Anfang an prägen.

Die Suche nach einem festen, intimen Halt ist in jedem menschlichen Wesen verankert. Wir können von einem lebenslangen Streben unserer Psyche ausgehen, eine im Geburtsakt getrennte Verbindung von Selbst und Welt wiederherzustellen.

Was meine ich mit dieser Trennung von Selbst und Welt?

Der Säugling hat einen realen Verlust körperlich und seelisch zu verarbeiten. Mit der Geburt geht die unmittelbare Verbindung zur Umwelt, wie sie im Schutzraum des Mutterleibes gegeben war, ein für alle Mal verloren. Ungeachtet der Konditionierung auf eine Existenz draußen, außerhalb der gebärmütterlichen Enge, die jedes Neugeborene zeigt, ist diese Trennung immer auch ein außerordentlich schmerzhaftes Ereignis. Jeder Säugling muss sie seelisch bewältigen. Was niemals vollständig gelingt. Die ursprüngliche und ungeteilte Verbindung mit dem mütterlichen Körper ist in unserem Unbewussten aufbewahrt und wird auf gewisse Weise immer ersehnt. Wir können auch sagen, dass mit der Geburt ein unbewusstes Streben danach mitgeboren wird, eine verlorene Ungetrenntheit, ein verlorenes Paradies, eine verlorene Ganzheit

wiederherzustellen: als zwischenmenschliche Beziehung, Verbindung und als Liebe. Viele Mythen und Religionen sind davon durchdrungen. Gleichzeitig gibt es das Streben hinaus, weg, zu immer neuen Ufern. Diese Ambivalenz kennen wir alle und sie ist eine der Konflikte jeder Existenz und Liebe. Manchmal bringen auch einfache Schlagertexte das Leben gut auf den Punkt, etwa der von Freddy Quinn: „Fährt ein weißes Schiff nach Hongkong, hab ich Sehnsucht nach der Ferne. Aber dann in weiter Ferne, hab ich Sehnsucht nach zu Haus“.

Die zentrale psychische Energie für die Herstellung von Beziehung und Verbindungen wird in der Psychoanalyse Libido genannt. Sie äußert sich im Sexualtrieb und umfasst in einem erweiterten Sinn alle jene seelischen Phänomene, die wir „Liebe“ nennen. Man kann sich die Libido als eine Kraft vorstellen, die sich entfalten, mit Liebesobjekten verbinden und sie umfassen kann, die sich aber auch von diesen wieder zurückziehen und sie aufgeben kann. Denn der Libido wirken Kräfte entgegen, die sie schwächen und sogar vernichten lassen können. Eine stille Auflösung ist genauso möglich, wie zerstörerische Aggression. Das, was wir Libido nennen, braucht gute Bedingungen und eine förderliche Umwelt.

Die Trennungserfahrung der Geburt ist ein Entwicklungsmotor. Der Säugling bewältigt sie mit der Hinwendung zu Objekten seiner Umgebung, denen gegenüber er ein Bedürfnis nach Liebe entwickelt, genauer gesagt, das Bedürfnis geliebt zu werden.

Dazu ein, etwas sperriges Zitat von Sigmund Freud, bevor ich das theoretische Feld der Psychoanalyse verlasse und mich liebes- und lebenspraktischeren Aspekten des Themas widme:

„Die Intrauterinexistenz des Menschen erscheint gegen die der meisten Tiere relativ verkürzt: er wird unfertiger als diese in die Welt geschickt. Dadurch wird der Einfluss der realen Außenwelt verstärkt, ... die Gefahren der Außenwelt in ihrer Bedeutung erhöht und der Wert des Objekts, das allein gegen diese Gefahren schützen und das verlorene Intrauterinleben ersetzen kann, enorm gesteigert. Dies biologische Moment stellt also die ersten Gefahrensituationen her und **schafft das Bedürfnis geliebt zu werden, das den Menschen nie mehr verlassen wird**“.

Halten wir die beiden bedeutenden Anfangsmomente von uns allen noch einmal fest. Wir kommen **erstens** aus einer Existenz der Ungetrenntheit in eine Welt, wo wir, und **das ist das zweite**, völlig hilflos und alleine nicht überlebensfähig sind. Der erste Moment führt zur lebenslangen mehr oder weniger bewussten Sehnsucht nach Verschmelzung, Einssein, quasi nach dem Paradies. Der zweite führt zur Notwendigkeit von Sicherheit und Versorgung. Aber nur Versorgung wäre zu wenig. **Ein Kind, das nicht angelächelt wird, stirbt.** Denken Sie an das Zitat von Freud. **Der Mensch braucht einen Beziehungsraum, in dem er sich bewegt und aufhalten kann. Und dieser Beziehungsraum muss von Liebe durchdrungen sein.** Wir wären als Babys gestorben, selbst wenn wir gefüttert und vor der Kälte geschützt worden wären. Wir wären gestorben, und das haben Experimente schon im 18. Jahrhundert bewiesen, wenn wir nicht auch berührt, angesprochen und angelächelt worden wären. Friedrich II. von Preußen war es, der erfahren wollte, welche Sprache Kinder sprechen, mit denen nie gesprochen wird. Er ließ Säuglinge nur füttern und wickeln, und ansonsten ohne jede Zuwendung und Zuneigung ganz alleine herumliegen. Die Säuglinge starben. Friedrich II. merkte dazu an: „Sie vermochten nicht zu leben ohne das Händepatschen und das fröhliche

Gesichterschneiden und die Koseworte ihrer Ammen“. Auch andere Experimente, in denen Babys quasi nach industriellen Methoden aufgezogen werden sollten, führten zu schrecklichen Ergebnissen.

Die in diesem Sinn lebensnotwendige Liebe unserer ersten Bezugspersonen nennen wir **Primäre Liebe**. Sie ist die Voraussetzung für eine Liebe zu uns selbst, das, was **gesunder Narzissmus** heißt. Gesunde Narzissten fühlen sich liebenswert, mögen sich und sind nicht andauernd von der Bestätigung anderer abhängig.

Die Liebe zu sich selbst ist wiederum eine Voraussetzung für die **Liebe zu anderen**, also auch für die **persönliche Liebesbeziehung**.

Diese Liebe ist schwer zu definieren.

Erich Fromm hat 1956 sein vielgelesenes Werk „Die Kunst des Liebens“ veröffentlicht.

Er sieht in der Fähigkeit zu lieben, den Ausdruck einer produktiven Bezogenheit zu anderen. Diese produktive Bezogenheit umfasst nach Fromm **Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung vor dem anderen**, aber auch **Erkenntnis**.

Erkenntnis in dem Sinn, als Neugierde, Wissen und Verständnis für sich selbst, die eigene Entwicklung und die eigene Geschichte, aber auch für die der Partner nötig sind. Wir bringen in unsere Liebesbeziehungen immer die wichtigsten ungelösten Themen aus unseren Elternbeziehungen ein. Fatalerweise führt das zu Konflikten. Und erklärt, warum sich diese Konflikte auch mit neuen Partnern wiederholen. **Erkenntnis** über diese eigene, oft unbewusste Beteiligung an solchen Konflikten und warum wir sie genau mit diesem Partner wieder herstellen und auch lösen wollen, ist natürlich hilfreich und entlastet jede Beziehung.

Otto Kernberg, einer der anerkanntesten zeitgenössischen Psychoanalytiker spricht von „**reifer Liebe**“. Er meint, dass in der „**reifen Liebe**“

- . erotisches Begehren auf eine bestimmte Person gerichtet ist
- . bewusste und unbewusste Erfahrungen und Beziehungen der eigenen Vergangenheit sich mit hoffnungsvollen Erwartungen für eine gemeinsame Zukunft gerade mit diesem oder dieser Einen verbinden
- . und sich ein gemeinsames Ich-Ideal herstellt.

Nach Kernberg umfasst reife Liebe also **Sexualität, Gefühle und Werte**.

Er beschreibt weiter, dass dabei die Zärtlichkeit füreinander sowohl Libido, als auch Aggression integriert, wobei die Liebe vorherrscht. Und, er meint, dass ein gewisses Quantum Idealisierung der, des anderen nötig ist, um genügend Leidenschaft und Hingabe an die Beziehung aufbringen zu können.

Also: ein nicht zu kleiner Schuss erotische Anziehung, gepaart mit einem ebensolchen Schuss Idealisierung. Diese Idealisierung sollte über die Phase der Verliebtheit anhalten, was bekanntlich nicht immer der Fall ist. Dazu kommt im guten Fall der beiderseitige Wunsch nach mehr: gemeinsame Werte und Wünsche, die gelebt und aufgebaut werden wollen und auch ein Stück gelingen müssen. Das verbindet zwei Menschen. Dennoch betont Kernberg, und da hat er sicher Recht, die immer präsente und gleichzeitige Existenz von aggressiven, sich bemächtigen oder ausbrechen wollenden Impulsen in uns allen. Diese Impulse dürfen nicht allzu sehr verleugnet werden, sondern können teilweise, **aber eben nie vollständig** in der Zärtlichkeit und Fürsorge füreinander aufgehoben werden. Das **nie vollständig** heißt, dass die jede Liebe begleitenden Ambivalenzen zwischen Sicherheit und Freiheit,

zwischen sexueller Treue und dem Wunsch nach neuen, anderen sexuellen Beziehungen, zwischen Intimität, Verschmelzung und Autonomie ausgehalten, verhandelt und - weil eben nicht alles zu haben ist - auch betrauert werden müssen und dürfen. Eine solche Entwicklung zur Liebesfähigkeit gelingt nicht leicht. Sie kann auch nicht immer mit ein und demselben Liebespartner zur Entfaltung kommen. Dazu wird sie immer starken Schwankungen unterliegen und kann zeitlebens von vielen Faktoren in den Hintergrund gedrängt werden. Krankheit, Alter, Sorgen, ... Freud zitierte dazu einmal den zahnschmerzgeplagten Wilhelm Busch: „Einzig in der Höhle des Backenzahns wohnt meine Seele“.

Üblicherweise ist mit Liebe nur diese zwischenmenschliche gemeint. Aber sie allein ist zu wenig.

Es braucht auch kulturelle Liebe und **kulturelle Primärobjecte**. Sie erinnern sich an die Säuglinge. Ich erweitere das. **Unsere Umwelt muss uns ebenfalls anlächeln.**

Der Mensch braucht Verbundenheit, Resonanz und Anerkennung auch im Gemeinschaftlichen. Wir alle wollen und müssen dazu gehören, gesehen werden, Wertschätzung erleben, um dauerhaft gesund zu bleiben. Das Gehirn schüttet gewisse gesunderhaltende Botenstoffe nur aus, wenn wir genug von dieser Verbundenheit spüren. Bildgebende Verfahren der Neurowissenschaften zeigen uns das heute.

Vergleichen wir unter diesem Aspekt heutige und vormoderne Zeiten.

„Gott“ war ein kulturelles Primärobject in dem Sinn, als er Orientierung, Sinn, Gehaltenwerden und Schutz verspricht und Menschen, die an diesen Schutz glauben, tatsächlich auch halten kann.

Dieses Vertrauen in eine letztbegründete, transzendente Ordnung, personal gesprochen in „Gott“ gibt Sicherheit. Mit dem Fraglich werden dieses „Gottes“ im 19. Jahrhundert entstand gleichzeitig eine latente Phantasie von Haltlosigkeit, Angst und Leere. Dichter und Literaten beschrieben diese Gefühle, wie oft, als erste. Etwa Friedrich Nietzsche (1882): „Wohin ist Gott? Ich will es Euch sagen! Wir haben ihn getötet. Was taten wir, als wir die Erde von ihrer Sonne losketteten? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an?“

Oder Jean Paul im Roman Siebenkäs (1796): „... und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt und dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren Augenhöhle an. Wir alle sind Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater“.

... - der leere Raum, die leere Augenhöhle,- ... lange bevor das psychoanalytische Konzept der psychisch toten, weil emotional abwesenden oder desinteressierten Mutter erarbeitet war, finden sich in diesen Sätzen die gleichen Beschreibungen eines schrecklichen Zustands von Leere und Unverbundenheit, die unser psychisches und physisches Leben töten können.

Nicht nur der Verlust des Göttlichen trifft uns. Wir sind heute auch mit Lebensbedingungen konfrontiert, die diesen Raum ohne Halt verstärken. Zygmunt Bauman, ein britischer Soziologe unterscheidet zwischen der **„Festen Moderne“** - ihr Sinnbild ist die Fabrik, charakterisiert durch Routine, Fließband und feste Lokalisierung im Raum und der sich mit der rapiden Entwicklung der Computertechnologie und Digitalisierung seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts etablierenden **„Flüchtigen Moderne“** - ihr Sinnbild ist das Internet als netzartige, dezentralisierte

und nicht lokal gebundene Produktionsstruktur, verbunden mit der heute wichtigsten „Tugend“, der **Flexibilität**. In der Fabrik hatte jeder seinen Platz, am Bauernhof oder im Handwerksbetrieb, oder in der Familie ebenfalls. Ich will nicht romantisieren. Diese Plätze waren hart, ungerecht, ausbeutend und ausgebeutet. Aber es waren Plätze, um die herum sich das Leben gestaltete und die die Einzelnen verorteten. Der politische Kampf war kollektiv. Klassenkampf. Heute ist jeder „seines Glückes eigener Schmid“. Das heißt: individuelle Optimierung. Und die in angeblich unbegrenzten Möglichkeiten. Die soziale Realität ist heute individualisiert. Sie erlaubt viel, aber gibt wenig Orientierung. Sie nötigt die Einzelnen dazu, angesichts wechselnder Umstände ihr Leben viel stärker als das früher der Fall war, selbst zu gestalten und sich dabei immer wieder zu verändern, anzupassen oder gar neu zu entwerfen. *Sei flexibel, sei schnell, sei überall, immer erreichbar, sei einmal so, dann wieder so, telefoniere gerade mit dem privaten Handy, dann gleich darauf wirst du am Diensthandy angerufen, da bist du jetzt ein ganz anderer, musst schnell wechseln, passe dich an, leiste, präsentiere dich, wiederum sehr angepasst, und sei dabei effizient.* Wenn dir das nicht gelingt, dann liegt es an dir. Diese Flexibilität ist, glaube ich, dem Menschen nicht unbegrenzt zumutbar. Die persönliche Identität kann nur bis zu einer gewissen Grenze flexibel sein. Geht sie über diese Grenze hinaus, wissen wir nicht mehr, wer wir eigentlich sind. „Multiple Identität“ war bisher eine schwere psychiatrische Störung.

„Burn Out“ wird von Betroffenen auch immer als ein diffuses Gefühl von „ich verliere mich“ beschrieben.

Mein Einspruch gegen dieses Primat der Flexibilität ist nicht Besserwisserei oder apokalyptische Kulturkritik. Aber die möglichen Konsequenzen dieser Entwicklung müssen reflektiert werden. Die innere Natur des Menschen ist wie unsere äußere Natur nicht beliebig form- und

ausbeutbar. Ein „Raum ohne Halt“, wie Nietzsche ihn beschrieben hat, ist schrecklich.

Sind nicht besonders Jugendliche heute kulturell und wirtschaftlich von diesem „Nicht angelächelt werden“ betroffen? Denken wir an die Jugendarbeitslosenzahlen, die in manchen Ländern der EU weit über vierzig Prozent betragen. Nicht gebraucht werden, und gleichzeitig nicht mehr wissen, was eigentlich gebraucht wird.

„Wo kommt Ihr unter, ... **und, was könnt Ihr jetzt?**“ habe ich einmal frisch gebackene AbsolventInnen einer Fachhochschule gefragt. „Nichts“, war die einhellige Antwort, die mich sehr erstaunt hat und die objektiv unrichtig war. Diese Jugendlichen hatten etwas gelernt, aber sie hatten subjektiv das Gefühl, damit nirgends landen und **nützlich** sein zu können.

Nur am Rande möchte ich hier anfügen, dass sich in Facebook, Twitter oder Youtube das Bedürfnis nach Resonanz und Anerkennung natürlich auch ausdrückt. Sich zeigen, zeigen, wer man ist, wie man tickt, was und wen man aller mag, ob man alleine oder mit jemandem zusammen ist, wen man liebt und von wem man wiedergeliebt wird, dass und wo man dabei ist, usw. Dass das so attraktiv ist, könnte daran liegen, dass diese Medien an den beschriebenen Notwendigkeiten andocken. „Ich werde gesehen, also bin ich“ und „Wie ich gesehen werde, so bin ich“. Diese mentale Interaktion verbindet nicht nur den Säugling mit seinen Bezugspersonen und vermittelt ihm die Grundlagen seiner Identität. Wir bleiben unser ganzes Leben lang davon abhängig .

Viele Heranwachsende beschreiben heute auch in Psychotherapien Gefühle von Bedeutungslosigkeit, der Leere und Depression, bei

gleichzeitigem Mangel an Interessen, Zielen, Idealen und Werten und einer allgemeinen Beziehungslosigkeit. Das persönliche Suchtverhalten vieler Jugendlicher nimmt in besorgniserregendem Ausmaß zu. Wir dürfen die Gründe dafür nicht nur in den frühen Erfahrungen der Kindheit suchen, die heute oft fürsorglicher und umsorgter sind denn je. (Oder auch nicht. Vor kurzem habe ich Volksschullehrerinnen in einem Tiroler Dorf darüber sprechen hören, wie viele Kinder ohne Frühstück in die Schule kommen. Das gibt es nicht nur in Berlin). Es wirken auch das gesellschaftliche Fehlen von gefestigten Wertanschauungen, eine gesellschaftliche Atmosphäre der Enttäuschung, des Zynismus und die uns umgebende bedrohte Natur und Nahrung in die Entwicklungsphasen der Heranwachsenden hinein.

Was hat das mit Liebe zu tun? Nun, es ist Liebe in einem umfassenden Sinn. Der liebende, verantwortliche, fürsorgliche Umgang miteinander ist eine permanente Herausforderung und als Utopie zum Glück immer vorhanden, selbst in Phasen größter Barbarei.

Finden wir diese Liebe in der Gesellschaft nicht, sind wir gleichzeitig gefährdet, der persönlichen Liebesbeziehung eine überhöhte Bedeutung zuzuschreiben und die Erwartungen an sie zu überziehen. Das ist tragisch. Gerade in dieser Überfrachtung nämlich liegt die größte Gefahr ihres Scheiterns. Ich wandle das Zitat von Adorno „es gibt kein richtiges Leben im falschen“ ab: „es gibt keine gute, individuelle Liebe inmitten gesellschaftlicher Lieblosigkeit“. Die Liebe ist keine Insel.

Unser Liebesbegriff ist eine relativ junge Erfindung.

In der vorindustriellen Gesellschaft war die Ehe eine Wirtschaftseinheit. Arbeit und Familie waren kaum getrennt. Familie war eine kleine

Produktions- und Versorgungseinheit, etwa ein Bauernhof oder handwerklicher Betrieb. Diese Einheiten umfassten auch andere Menschen, wie Mägde, Knechte, Ammen und Kinderbetreuungskräfte. Heirat war erst möglich, wenn eine Erwerbsgrundlage da war. Bei der Frage, welchen Partner man wählte, spielte „Liebe“ eine untergeordnete Rolle. Ökonomische Zwänge standen im Vordergrund. Man war nicht zusammen, weil man einander liebte, sondern weil man überleben wollte. Die Ehe als idealisierter Gefühlsraum und in Form der ausschließlichen Mann-Frau-Beziehung, wobei die Ausschließlichkeit darin besteht, dass die, der eine mehr oder weniger Alles für den anderen ist, begann erst mit dem Aufstieg des Bürgertums und mit dem Zeitalter der Romantik, das allem Gefühlshafem (auch den vorher beschriebenen Klagen über ein leeres Universum) eine neue Wertigkeit gab. Das Ideal einer lebenslangen und schicksalhaften Liebe als Hort des Glücks verband sich mit dem Wunsch nach einer Besitzsicherung des Vermögens, das nun nicht länger nur Grund und Boden war. Diese beiden Grundzüge, Gefühl und ökonomische Absicherung wiederholen sich aktuell im Bedürfnis nach „gesetzlich anerkannten Lebensgemeinschaften“ vor allem homosexueller Paare.

Will ich damit sagen, dass die Liebe eine neue Erfindung ist und die Idee der dauernden Liebe ein Trugbild? Nein. Psychoanalytisch gesehen, das ist einer meiner wichtigsten Sätze heute, ist Liebe buchstäblich der Sockel für unsere Existenz. Nur ist es so, dass die Mann-Frau-Beziehung nicht das Basismodell und nicht der Prototyp dafür ist.

Das Urbild der Liebe finden wir eher in der Mutter-Kind-Beziehung und in der Elternliebe. Und vielleicht steht sie stellvertretend für die Liebe immer und überall.

Es gibt kaum ein Unterfangen, das mit so ungeheuren Hoffnungen und Erwartungen begonnen wird und das so regelmäßig fehlschlägt, wie die Liebe im partnerschaftlichen Sinn. Diese Liebe soll heute leisten, was früher eher im Religiösen gesucht wurde: Erfüllung, Erhöhung, Sinn, rauschhafte Intimität. Soziologen sprechen von einer „säkularen Liebesreligion“. Liebe ist gleich Erlösung - so lautet die zugespitzte Formel der modernen Beziehungskultur, die auch massenmedial präsent ist. Das ist die Überfrachtung, die ich vorhin gemeint habe, und an der Liebe leicht zerbricht.

Zu viele der Beteiligten glauben dann, es geht beim Lieben allein um den richtigen Partner oder die richtige Partnerin. Zu lieben sei ganz einfach. Schwierig ist nur, den oder die Richtige zu finden. Eine gefährliche Verkürzung.

Die Formen der partnerschaftlichen, sexuellen Liebesbeziehungen sind wandelbar und wandeln sich unentwegt.

Was Frau und Mann als Ehepartner früher zusammenbrachte, finden wir heute höchstens noch in kleinen Familienbetrieben. Wirtshäuser, Bauernhöfe, Handwerk.

Jetzt gibt es eine neue Vielfältigkeit, die nicht nur als ein Scheitern des großen Liebesideals verstanden werden darf, sondern auch als berechtigte Antwort auf veränderte Lebensbedingungen. Etwa veränderte ökonomische Verhältnisse (auch Frauen verdienen und sind abgesichert), längere individuelle Lebenserwartungen, die damit auch die Dauer von Beziehungen betreffen (ein Paar kann heute etwa sechzig bis siebenzig gemeinsame Jahre haben), nie dagewesene Freiheiten und Möglichkeiten der Partnerwahl und nicht zuletzt Ergebnis vieler Reflexionsprozesse.

Diese Vielfältigkeit kann individuell ausgewählt und partnerschaftlich verhandelt werden.

Einige Aspekte dieser Vielfalt sind:

. Wir werden einen großen Teil unseres Lebens in Zukunft mit der Suche nach der oder dem „passgenauen“ Partner verbringen. Partnerschaftsagenturen, vor allem im Internet, sind heute die größten Beziehungsstifter. Die „Passgenauigkeit“ ist in diesen Agenturen höchst subtil ausgestaltet. In der globalen Welt steigt die Anzahl der möglichen PartnerInnen ins Unendliche. Das ist für die Suchenden nicht nur anstrengend und zeitraubend. Es hat auch zur Folge, dass viele der so Geschulten sich nur unter einem gewissen Vorbehalt lieben können. Sie schauen immer irgendwie „durch den Partner hindurch“ in der Hoffnung auf eine oder einen noch Passenderen, eine noch bessere, noch größere Liebe. Diese Rastlosigkeit und latente Bedrohung ist schwierig zum Aushalten. Eine „genügend gute, hinreichend gute“ Liebe ist bescheidener, lebensklüger und vielleicht sogar mehr.

. Im Lauf ihres Lebens werden Menschen in Zukunft im statistischen Schnitt mit 12,7 PartnerInnen eine intensive Liebesbeziehung haben. Diese Zahl stammt von Peter Todd, Mathematiker am Max-Planck-Institut in München. Heute liegt diese Quote in deutschen Großstädten zwischen sechs und sieben intensiven Beziehungen, Tendenz steigend. Diese Beziehungen sind tendenziell monogam, und der Wunsch danach wird von den allermeisten von uns, über 90%, auch explizit geäußert. Serielle Monogamie heißt dieser Beziehungsbegriff.

. Liebesbeziehungen von bisher unkonventioneller Prägung werden zunehmen.

Lesbische und schwule Lebensgemeinschaften werden normal, ebenso Beziehungen mit Jahrzehnten Altersunterschied. Transkulturelle Beziehungen und Familien, zu denen eigene, fremde oder adoptierte Kinder gehören. Getrennte Wohnformen (living apart together) nehmen ebenfalls zu. Interessant, dass sich zu den Beziehungsglücklichsten heute diejenigen zählen, die nicht ständig in einem Haushalt und auch nicht an einem Ort zusammen leben. Allerdings bleiben bei diesen flexiblen Möglichkeiten auch immer mehr Menschen einsam. „Auf der Strecke“, wenn ich das so formulieren darf, bleiben vor allem sehr starke, gebildete berufstätige Frauen, vor denen Männer ganz einfach immer noch zu viel Angst haben. Und Männer mit wenig Bildung, die mit ihrer Gesundheit und ihrem Äußeren Raubbau betreiben und deshalb bei neuen Frauenschichten durch den Partnerrost fallen.

. Sexualität wird vielfach zu einer bewussten Inszenierung der Beteiligten.

Unsere Warenwelt stellt auch in der Erotik Konsummöglichkeiten bereit, die von immer mehr Menschen angenommen und gesucht werden. Edel-Fetischismus, Pornographie, Swingen, Sexspielzeug, Sexmessen finden in der Intimität der Paarbeziehung Platz. Manche sprechen von einer Kultivierung der Sexualität, andere von einer Ritualisierung.

. Auch technische Möglichkeiten werden die Sexualität weiter prägen und verändern. Was mit der Pille begann, setzt sich mit ungeahnten Möglichkeiten für die Fortpflanzung, für die Potenzsteigerung, neue Möglichkeiten des Körperdesigns, Operationen, Pillen, bis hin zu einem designten Verlangen fort. Viel Geld ist zu holen, wenn Müdigkeit, Alter und Verfall immer weiter auf den Warenmarkt geworfen werden.

Ein Dilemma bleibt

Das Leitmodell in dieser beschriebenen neuen Vielfalt ist immer noch die ausschließliche Paarbeziehung. Der Begriff serielle Monogamie heißt nichts anderes. Wenn es kaum jemand schafft, ein Mal sechzig Jahre lang mit jemandem zu leben, dann eben 12,7 Mal. Doch selbst in diesen zeitlich aufeinander folgenden Beziehungen wird das Treueversprechen millionenfach gebrochen.

Das Dilemma ist offensichtlich. Monogamie ist auch in der seriellen Monogamie nicht möglich.

Erste offene Anläufe eines Aufbrechens dieses Paarmodells durch Lebensformen, die auch die sexuelle Liebe auffächern, etwa Kommunen, sind gescheitert. Patriarchen, Despoten und Missbraucher, wie etwa Otto Mühl haben sich dort durchgesetzt und ihr Unwesen getrieben.

Heute ist das gesamte gesellschaftliche Experiment in dieser Frage eher zum Stillstand gekommen.

Offenere Beziehungsformen wie Polyarmorie, in der Liebe und offene sexuelle Beziehungen unter mehreren Menschen geteilt werden, werden diskutiert, jagen aber den meisten einen riesigen Schrecken ein. Das ist sicher auch der Schrecken vor dem Neuen und die verstellte Sicht auf die Gewohnheit. Niemand würde etwa die unlängst erfolgte grausame Ermordung einer Mutter auf offener Straße und neben ihrem zweijährigen Kind durch den gewalttätigen Ehemann als Scheitern des Modells Ehe und Monogamie interpretieren, denselben Vorgang in einer Kommune aber alle als Scheitern des dortigen Modells.

Dennoch: Ankommen wollen, und das bei „der einen“ oder „dem einen“ bleibt die zentrale Sehnsucht. Aber: Wir alle haben in unserem Unbewussten einen Rivalen, eine Rivalin, vor dem oder der wir Angst haben. Das resultiert aus der ödipalen Phase (die kann ich jetzt nicht

erklären, sonst brauche ich noch zwei Stunden, aber glauben Sie mir, es gibt sie). Wir alle haben in unserem Unbewussten und auch Bewussten mehr oder weniger schreckliche Verlustängste.

Diese Ängste sind universell. Aber: Müssen sie so groß sein?

Liebe muss da sein. Sie muss atmen. Nach innen und nach außen. Liebe muss eingebettet sein. Je stabiler, sicherer, vielfältiger und selbstverständlicher diese Einbettungen sind, desto mehr kann sie atmen. Das beginnt wieder einmal ganz am Anfang, bei der Mutter.

Die mütterliche Liebe ist in unserem modernen Lebenssetting eine sehr ausschließliche, dominante und häufig eine sehr einsame. Sie ist nicht nur einsam, sondern steht sogar in direktem Gegensatz zur öffentlichen Sphäre, wo die Regeln des Marktes gelten und der Rücksichtslosigkeit, dem Egoismus und einer brutalen Ökonomisierung gehuldigt wird. Wenn diese mütterliche Liebe eingebetteter in eine gesamtgesellschaftliche wäre, und reproduktive, fürsorgliche, verantwortliche Liebe nicht nur von der Mutter oder den Eltern käme, dann könnten wir möglicherweise freier atmen. Und unsere Liebesfähigkeit ganz anders fühlen. Vielleicht verantwortlicher,bezogener, satter und auch treuer - aber gleichzeitig auch sicherer, großzügiger und offener.

Ich möchte mit einem Dichter schließen.

Im Roman „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ lässt Rainer Maria Rilke seinen einsamen Protagonisten auf der Suche nach dem Leben und der Liebe sagen: „Aber nun, da so vieles anders wird, ist es nicht an uns, uns zu verändern? Könnten wir nicht versuchen uns ein wenig zu entwickeln und unseren Anteil Arbeit in der Liebe langsam auf uns nehmen nach und nach? Man hat uns alle ihre Mühsal erspart, und so ist sie uns unter die Zerstreungen geglitten, wie in eines Kindes

Spiellade manchmal ein Stück echter Spitze fällt und freut und nicht mehr freut und endlich daliegt unter Zerbrochenem und Auseinandergenommenen, schlechter als alles. Wir sind verdorben vom leichten Genuss wie alle Dilettanten und stehen im Geruch der Meisterschaft. Wie aber, wenn wir unsere Erfolge verachteten, wie, wenn wir ganz von vorne begännen, die Arbeit der Liebe zu lernen, die immer für uns getan worden ist? Wie, wenn wir hingingen und Anfänger würden, nun, da sich vieles verändert.“